FUSSBALL

„Ressourcen wie Brasilien“

Claude Le Roy, Nationaltrainer des Kongo, über das Potential des afrikanischen Fußballs, korrupte Funktionäre und die gefährliche Talentsuche in einem Bürgerkriegsland

Le Roy, 58, ist seit 25 Jahren als Trainer in Afrika, Asien und im französischen Vereinsfußball tätig; mit Kamerun gewann er 1988 die Afrika-Meisterschaft. Der Franzose coacht seit 2004 das Team der Demokratischen Republik Kongo.

SPIEGEL: Monsieur Le Roy, Ihre Elf ist beim Afrika-Cup weitergekommen als die WM-Teilnehmer Ghana, Angola und Togo, die alle bereits nach der Vorrunde ausgeschieden sind. Sind Sie selbst überrascht?

Le Roy: Ich bin vor allem müde. Der afrikanische Fußball raubt meine letzten Energien. Wir haben in unserem Kairoer Hotel zuletzt bis morgens um fünf Uhr in der Lobby gesessen und um die Spielerhonorare verhandelt. Erst als Kongos Präsident Joseph Kabila persönlich einschritt und die Auszahlung der Gelder garantierte, haben sich die Spieler bereit erklärt, zum nächsten Match anzutreten.

SPIEGEL: Wir dachten, auch der afrikanische Fußball professionalisiere sich. Schließlich spielen die Spitzenkräfte alle bei europäischen Top-Clubs.

Le Roy: Ich habe 1985 Kamerun als Trainer übernommen, wir wurden drei Jahre später Afrika-Meister, danach war ich Trainer von Senegal, und 1998 habe ich Kamerun noch mal bei der WM betreut. Glauben Sie mir: Es hat sich nichts geändert. Je länger ich in Afrika tätig bin, desto mehr liebe ich den Fußball und desto mehr hasse ich den Fußballbetrieb.

SPIEGEL: Was ist so schlimm?

Le Roy: Es funktioniert nichts. Wir haben jedes Mal Mühe, die Visa für die Spieler zusammenzubekommen, die Flüge zu buchen, die Hotels. Manchmal verschwindet selbst die Auflaufprämie. Ich habe seit Mai 2005 kein Gehalt mehr bekommen. Aber ich bin nicht nur Idealist, ich muss auch von irgendetwas leben. Dieser Trainerjob im Kongo stellt mich wirklich auf eine harte Probe, sosehr ich das Leben in Afrika auch liebe.

SPIEGEL: Dabei gilt das in dieser Woche endende Turnier in Ägypten als Musterveranstaltung.

Le Roy: Das stimmt. Die Bedingungen sind optimal, die Stadien sind gut erreichbar, es gibt ausgezeichnete Trainingsplätze. Dennoch leidet Afrika an seinem alten Problem: Sobald sich eine professionelle Struktur herausbildet, versinkt sie schon wieder im Chaos.

KHALED DESOUKI / AFP / GETTY IMAGES (O.); GAVIN BARKER / DPA (U.)

Fußball-Lehrer Le Roy, Kamerun-Star Eto’o*
„Im Sumpf ihres Organisationschaos versackt“

SPIEGEL: Seit Jahren wartet die Sportwelt vergebens auf einen großen weltweiten Erfolg solcher Mannschaften wie Nigeria oder Kamerun. Warum?

Le Roy: Das sind zwei geradezu klassische Beispiele. Eigentlich müssten diese beiden Nationen für die Weltmeisterschaft in Deutschland qualifiziert sein. Dass sie es nicht schafften, hat erstens damit zu tun, dass sie im Sumpf ihres eigenen Organisationschaos versackt sind. Und zweitens leiden diese Teams unter Größenwahn. Gegen Gegner wie Libyen können sich hochbezahlte Stars wie Samuel Eto’o vom FC Barcelona eben schlecht motivieren. Manchem Profi steigt der Ruhm, der ihm in Europa zuteil wird, zu Kopf.

SPIEGEL: Sie haben einmal gesagt, dass ein Land wie Kamerun Weltmeister werden könnte, wenn es nur zehn Prozent der wirtschaftlichen Mittel von Japan hätte.

Le Roy: Absolut. Wenn Sie Kinder auf den afrikanischen Straßen Fußball spielen sehen, können Sie ins Träumen geraten. So etwas gibt es doch in Deutschland oder Frankreich gar nicht mehr. Afrikanische Fußballer entwickeln eine hervorragende Technik, weil sie es gewohnt sind, unter allen noch so schlechten Bedingungen zu spielen. Wenn ich über die Fußballplätze im Kongo gehe, entdecke ich ein Talent nach dem nächsten. Es ist wirklich eine Freude, ihnen zuzusehen.

SPIEGEL: Aber wenn von ihnen mannschaftliche Disziplin verlangt wird, scheitern sie?

Le Roy: Ach, damit habe ich überhaupt kein Problem. Wenn wir um zwölf Uhr Mittagessen haben, sind eigentlich immer alle vollzählig. Die freuen sich alle viel zu sehr aufeinander und auf den Fußball.

SPIEGEL: Sie ärgern sich über die Unzulänglichkeiten und scheinen doch nicht loszukommen vom afrikanischen Fußball.

Le Roy: Der Kongo hat das Potential von Senegal, Kamerun oder Nigeria. Spieler wie Lomana Lualua vom FC Portsmouth gehören zur absoluten Spitzenklasse. Im Kongo leben 55 Millionen Menschen, und sie alle lieben den Fußball. Das Problem ist also nicht mangelndes Talent oder mangelnde Begeisterung. Das Problem ist dieser furchtbare Bürgerkrieg, dem vier Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind. Die Spieler sind unterernährt, ihre Familien sind zerrissen, 16-jährige Spieler sehen hier aus wie andernorts 14-jährige. Zudem kann ich mich zur Nachwuchssichtung noch nicht einmal frei im Land bewegen. Selbst in der Hauptstadt Kinshasa habe ich ständig einen Bodyguard, der mich begleitet. Ich fühle mich wie ein Gefangener. Wie wollen Sie da vernünftig arbeiten?

SPIEGEL: Die etablierten Fußballnationen müssen also bis auf weiteres vor afrikanischen Teams keine Angst haben?

Le Roy: Afrika hat im Prinzip die gleichen Ressourcen wie Brasilien, denn Afrika hat diese überwältigende Mischung aus Dynamik und Spielfreude. Aber solange diese korrupten Ganoven alles bestimmen, bin ich absolut pessimistisch. Ich sehe keinen Fortschritt. Es ist eine Tragödie.

INTERVIEW: THILO THIELKE

* Im Zweikampf mit dem Mittelfeldspieler Yao Aziawonou beim Afrika-Cup-Spiel gegen Togo (2:0) am 25. Januar in Kairo.